Die Indianermission

in

Michigan und Nebraska.

Separat-Abdruck aus
„Fritschel, Geschichte der lutherischen Kirche in Amerika“.

Mit 3 Bildern.



Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1897.



Die Indianermission

in

Michigan und Nebraska.

Separat-Abdruck aus
„Fritschel, Geschichte der lutherischen Kirche in Amerika“.

Mit 3 Bildern.



Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1897.

Quellen:

Baierlein, Im Urwalde.
Karsten, Geschichte der ev.-luth. Mission in Leipzig.
Kirchliche Mitteilungen. 1845—1867.
Deinzer, Löhes Leben, Bd. III, Abtl. 1.

Moritz Bräuninger (Traktat des Berliner Vereins für christliche Volksschriften).
Kirchenblatt (Jowa) 1857—1867.
Deindörfer, Geschichte der Jowa-Synode.

Vorwort.

Ein hartes Feld der christlichen Mission ist die Arbeit unter den roten Kindern des Urwaldes und der Prairie. Die lutherische Kirche hat an ihrem Teil versucht, ihnen das Licht des Evangeliums zu bringen. Zu einer eigentlichen Indianermission kam es bei den alten Schweden nicht, wenn auch Campanius den Anfang dazu gemacht hatte. (Vgl. „Geschichte der luth. Kirche" Bd. I. S. 50—54.) In unserem Jahrhundert jedoch kam es in zwei verschiedenen Gegenden zu erfreulichen Anfängen. Leider folgte keine Entwicklung, sondern die ausgestreute Saat wurde durch die List des bösen Feindes zerstört.

Wenn der Verleger auf Wunsch des Verfassers einen Separatabdruck dieser Teile veranstaltet, so ist die Absicht dabei, diese „vergebliche" Arbeit der Kirche weiter bekannt und auch solchen zugänglich zu machen, welchen die größeren Werke kaum zu Gesicht kommen dürften. Auch an Mißerfolgen kann sich Liebe zur Sache der Heidenmission entzünden und erwärmen. Und dazu möchte auch diese Broschüre beitragen.

Wer sich noch genauer über die Religion, Sitten und Gebräuche orientieren möchte, sei hingewiesen auf: „Prof. Gottfried Fritschel, Geschichte der christl. Missionen unter den Indianern Nordamerikas im 17. u. 18. Jahrhundert nebst einer Beschreibung der Religion der Indianer" (Gütersloh, Bertelsmann) und „E. R. Baierlein, Im Urwalde unter den roten Indianern" (Dresden, J. Naumann).

Um die Verbreitung in Missionsstunden und bei Missionsfesten zu ermöglichen, sind die Partiepreise dieser Ausgabe möglichst niedrig gesetzt.

Die Indianermission in Michigan.

Im Jahre 1845 brach eine Schar lutherischer Franken unter Führung Pastor A. Crämers auf, um sich in der neuen Welt niederzulassen. Sie trieb keinerlei irdische Not, sondern die Liebe Christi. Als Missionsgemeinde wollten sie in die Nähe der Chippewa-Indianer bei Saginaw, Michigan ziehen, damit durch ihr Leben und ihre Seelsorger den armen Heiden das Evangelium nahe gebracht werde. Bei Saginaw hatte man 680 Acker Land gekauft; dort bauten sie sich an und nannten die neue Heimat „Frankemut".

Pfarrer Löhe, „der treuste Freund", „der beredteste Fürbitter" der deutsch-lutherischen Kirche im Westen Amerikas und „recht eigentlich ihr geistlicher Vater"[1]) hatte diese Schar ausgewählt und gesandt, das Werk der Heidenmission anzufangen. Ein liebliches Gemeindewesen erblühte an der Grenze der Ansiedlung und trug nicht wenig zum Erfolg der Mission bei.

---

1. Der Anfang der Indianermission.

Schon als die Frankenmuter Kolonisten noch in Saginaw zur Herberge waren, waren sie mit Chippewa-Indianern zusammengekommen. Als dann erst die Kolonie gegründet und einigermaßen eingerichtet war, versuchte man, Fühlung mit den oft dort vorbeiziehenden Indianerhorden zu gewinnen. Pastor Crämer warb sich einen Dolmetscher und suchte die Indianer in ihren Wigwams auf. Er reiste an den Cacalin, Swan, Chippewa, Pine und Bell River. Mit der Zeit hatte er drei Hauptstationen, die er regelmäßig einmal im Monat besuchte. Gar oft mußte er auf seinen Reisen im Freien kampieren und oft wurde er vom Regen bis auf die Haut durchnäßt. Diese Reisen von 40 bis 50 Meilen mußten zu Fuß gemacht werden. Es war zunächst Crämers Absicht, die Indianer zu veranlassen, ihm ihre Kinder zu übergeben, damit er ihnen regelrechten Unterricht erteile. Der Häuptling Pemmasikeh war einer der ersten, der seinen Wunsch erfüllte; er gab ihm zwei Söhne und machte später „seinem Freund" Crämer einen zehntägigen Besuch, wobei er noch drei Knaben mitbrachte.

---

[1]) Lutheraner 1852. Nr. 13.

Auch ein Häuptling am Swan Creek, Sauaban, brachte fünf Kinder. So hatte er 1846 30 Indianerkinder in seiner Pflege.

Eine treue Gehilfin war Frau Pastor Crämer. Sie hatte mit diesen Kostgängern sehr viel Arbeit. Die Kinder der Wildnis mußten bei ihrer Ankunft immer gründlich gereinigt werden, nicht nur war es nötig, sie zu baden, sondern auch von allerlei Ungeziefer zu befreien. Und welche Mühe hatten die beiden Pfarrersleute, den rohen Wildfängen die ersten notwendigen Sitten beizubringen! Gefiel ihnen etwas nicht, gleich liefen sie davon. Doch that Crämer die Arbeit mit Freudigkeit. Er berichtet an den Lutheraner:



Prof. A. Crämer.

„Am liebsten mag ich euch von unserer kleinen hoffnungsvollen Pflanzschule erzählen, von den Indianerkindern, die uns zum Unterricht übergeben worden sind, und deren wir bereits (im Sommer 1848) 19 getauft haben. Sind sie mir doch, als ich jüngst zurückkam, mit so freudiger Hast und so jubelndem Geschrei entgegengeeilt, daß ich sie mit neuer, frischer Liebe ans Herz schließen mußte. . . . Wahrlich, wer jemals Gelegenheit gehabt hat, dergleichen kleine Wildlinge in ihren Wäldern zu beobachten, wie sie, mit Schmutz bedeckt, um die Hütten der Alten herumkriechen, mit durchdringendem Lärm die Luft erfüllen und beim Anblick der Weißen wie scheue Rehe ins Dickicht flüchten, und fänden sie hier ihrer zwanzig, die, sauber gewaschen und gekämmt, ihre Blößen hinreichend bedeckt, des Morgens mit fröhlichen, gesunden Angesichtern zum Frühstück kommen und trotz jugendlicher Eßlust doch nicht eher zu Tische sitzen, als bis der Morgensegen und das Tischgebet gesprochen ist, — wer sie dann mit ihren Lesebüchern und Schiefertafeln zuerst in unsere deutsche Schule eilen sähe, und hörte, wie sie mit lauter Kehle in die deutschen Morgenlieder und das Gebet mit einfallen, wie sie dann deutsch buchstabieren, lesen, schreiben, zählen lernen, hernach aber in den Religions- und englischen Unterricht kommen, da sie den kleinen lutherischen Katechismus in ihrer Muttersprache aufbeten, und zwei- und dreisilbige englische Worte mit ziemlicher Geläufigkeit buchstabieren, — wer sie bei ihrer einfachen Mittagstafel so freudestrahlend dasitzen sähe,

und beobachtete sie nachmittags in den Freistunden, wenn die Knaben mit Pfeil und Bogen auf die Vogeljagd gehen, oder in die Wälder eilen, Beeren zu suchen, oder, während die Mädchen mit Nähen und Stricken beschäftigt sind, hin und wieder spielend angehalten werden, im Garten und auf dem Felde zu arbeiten; wer des Abends ihr treuherziges „Gute Nacht" mit anhörte, wenn sie bei Bettgehen einem jeden, auch Fremden, die etwa anwesend sind, die Hand reichen; — wer einen Sonntag hier erlebte und sähe, wie sie aus freien Stücken zuerst unsern deutschen Gottesdiensten beiwohnen und gar andächtig das Vater Unser und den Glauben mit uns beten — dann aber alle insgesamt bei ihren eigenen Gottesdiensten Lieder in indianischer Sprache singen, laut und anständig mitbeten und die Lektionen aus dem ersten Buch Mosis und aus den Evangelien aufmerksam anhören — wer dies alles mit wohlwollenden Augen ansähe, der müßte sich wohl mit uns von Herzen darüber freuen und würde Gott danken, daß er uns so gewürdigt hat, Werkzeuge seiner Barmherzigkeit an diesen armen Kindern zu sein."

Als das zweite Weihnachten im Urwald gefeiert werden konnte, wurde die neue Kirche eingeweiht und drei junge Indianergeschwister getauft. Ein Jüngling erhielt den Namen Abraham, zwei Mädchen bekamen die Namen Magdalena und Anna. Die jüngste Schwester starb vierzehn Tage nach der Taufe plötzlich an Lungenentzündung.

Ein alter Medizinmann, Oldschim, der auf dem Missionsland wohnte, ließ zwei Kinder und zwei Enkel taufen, und andere Kinder folgten ihnen nach. Crämer taufte im ganzen 31 Indianerkinder. Da die Arbeit aber für einen Mann allzuviel wurde, auch andere Gebiete besucht werden mußten, erbat er sich von Löhe einen Gehülfen. Man sandte ihm Missionar Baierlein von der Leipziger Mission.

In der „Geschichte der Leipziger Mission" von Karsten[1]) wird erzählt:[2])

„Die Indianer faßten Zutrauen zu ihm und brachten ihre Kinder nach Frankenmut zur Schule, obwohl es 64 englische Meilen dahin waren. Sogleich machten sich die Methodisten auf, in diese Arbeit einzudringen, sie fanden aber bei dem Häuptling

[1]) Bd. I, S. 427—443. — [2]) Wir erlauben uns, einfach den Bericht aus jener trefflichen Geschichte hier wiederzugeben.

Bemassikeh keine Unterstützung, vielmehr wandte sich derselbe wiederholt um Rat und Hülfe nach Frankenmut. Da aber eine Reise an den Pine River jedesmal eine ganze Woche in Anspruch nahm, Crämer aber in seiner Gemeinde so viel zu thun hatte, daß er nicht oft so lange abwesend sein konnte, so wandte er sich durch den Pfarrer Löhe in Neuendettelsau an die Missions-Gesellschaft in Dresden, und diese sandte 1847 ihren zwar für Ostindien bereits abgeordneten, aber durch Krankheit zurückgehaltenen Missionar Baierlein hinüber. Dieser half Crämer bei den Arbeiten in seiner Gemeinde, nahm sich aber besonders der Indianer am Pine River an, die er wiederholt besuchte. Im Juli 1847 war Bemassikeh wieder einmal in Frankenmut und klagte bitter über das Treiben der Methodisten. Er habe ihnen, als sie auch den Pastor Crämer verleumdet hätten, geantwortet: „Der deutsche Schwarzrock hat mich zuerst besucht; wir sind Freunde und wollen es auch bleiben. Euch aber kann ich nicht leiden. Ihr heulet früh und spät und hüpfet und klopfet mit Händen und Beinen, als ob ihr in den Himmel springen wolltet. Als mir vor kurzem mein Sohn starb, habe ich auch lamentiert, denn er war mein Sohn. Aber ihr heulet ohne Ursache, bis euch Gott auch eine Ursache geben wird; dann werdet ihr mit Recht heulen.“ Im Herbst erwiderte Baierlein den Besuch, und nun machte ihm der Häuptling den Antrag, sich ganz bei ihm und seiner Horde niederzulassen und sie zu lehren. Um aber erst die Meinung der ganzen Horde, die gerade zur Jagd abwesend war, darüber zu hören, kam Baierlein im Mai 1848, von einem Halbindianer als Führer und Dolmetscher begleitet, abermals an den Pine River.[1])

Er fand die Horde beisammen, aber durch Mangel an Nahrungsmitteln in trauriger Verfassung, weshalb er den Ort, tief im Urwalde gelegen, Bethanien, Haus des Elends nannte. Am Morgen nach seiner Ankunft wurde die Versammlung, zu welcher alle Männer geladen und erschienen waren, gehalten. Der Häuptling hielt eine längere Ansprache an sein Volk, des Inhalts, er habe den weißen Fremdling eingeladen, sich unter ihnen niederzulassen, um ihnen zu helfen und ihnen einen guten Weg zu zeigen, auf welchem dem Herunterkommen des Stammes gewehrt werden könne. Raum sei ja genug für ihn vorhanden. Er habe

[1]) Baierlein a. a. O. S. 9 ff.

aber erst mit allen Männern selber reden wollen, und von ihrer Aussprache würde sein Bleiben oder Nichtbleiben abhängen. Darauf trat Baierlein auf und redete in kurzen englischen Sätzen, die der Dolmetscher sogleich in ihre Sprache übertrug. Im allgemeinen wies er sie zunächst auf den Heilsweg, den er zu verkündigen habe, hin und schloß daran zwei Zusagen und zwei Forderungen. Er wolle ihnen das Wort Gottes verkündigen, welches sie selig machen könne, und er wolle ihre Kinder unterrichten in allerlei nützlichen Kenntnissen, damit dieselben imstande wären, ihnen aus Gottes Wort vorzulesen und ihre Rechnungen zu führen, wodurch sie von der beständigen Sorge, von den Händlern betrogen zu werden, befreit würden. Fordern müsse er dagegen von ihnen, daß sie ihm ihre Kinder alle Tage regelmäßig zur Schule schickten, und daß sie sich selbst am Sonntag bei ihm zur Predigt einfänden. Nun sollten sie ihm sagen, ob sie unter diesen Bedingungen seine Niederlassung bei ihnen wünschten. Nachdem die Männer der Reihe nach ihre Zustimmung ausgesprochen, und der Häuptling seine Stammesgenossen noch einmal ernst und eindringlich ermahnt, trat letzterer auf den Missionar zu und schüttelte ihm herzlich und lange die Hand zum Zeichen der Freundschaft und der Aufnahme in die Horde, und wie er, thaten auch die übrigen Männer. Damit war die Sache entschieden; in dieser Urwaldferne, anderthalb Tagereisen von der nächsten Poststation, eine Tagereise von dem nächsten europäischen Blockhause, mitten unter wilden Heiden, sollte fortan seine Wohnung sein. Für ihn selber aber war diese feierliche Aufnahme unter die Horde etwas Großes und Wertvolles, denn nun durfte niemand ihn hindern, niemand ihm etwas zu Leide thun, niemand ihn geringschätzig behandeln: das wäre ein arger Verstoß gegen die Ehre des Stammes gewesen.

2. Baierlein unter den Indianern.

Baierlein kehrte nach diesem Besuche zunächst nach Frankenmut zurück, um seine Sachen zu ordnen, zog aber sehr bald mit Sack und Pack zu seinen Indianern nach Bethanien, wohin auch seine Frau ihm bald folgte.[1]) Als Wohnung wurde auch ihm zunächst ein Wigwam angewiesen, den der Häuptling ihm hatte errichten lassen. Darin konnte er aber nicht lange bleiben, der

[1]) Baierlein a. a. O. S. 54 ff.

Unbequemlichkeiten waren zu viele; auch durfte er's nicht wagen, sich und seine Frau darin den Unbilden des Winters auszusetzen. Deshalb machte er sich bald daran, ein Blockhaus zu bauen, eine nicht leichte Aufgabe, da die Indianer nicht arbeiten, von ihnen also keine Hülfe zu erwarten war. Die Hülfe kam ihm aus Frankenmut. Sechs Kolonisten kamen die 64 englischen Meilen hinauf in den Urwald, um sein Häuslein ihm zu bauen. Zur Unterlage wurden Eichenstämme verwandt, das eigentliche Haus von Föhrenstämmen erbaut, die darauf geschichtet an den Enden im rechten Winkel übereinandergelegt und eingefalzt wurden. Dreißig Fuß lang und zwanzig Fuß tief ward das Häuslein gemacht, mit einem Dach von Holzschindeln, die an Ort und Stelle gespalten und geschnitten wurden, gedeckt. Im Innern ward es in zwei Räume geteilt. Der kleinere diente als Schlaf- und Studierzimmer, der größere war alles in allem. Da wurde gekocht und gebacken, da war Vorrats- und Speisezimmer, Wohn- und Besuchszimmer, da wurde in der Woche Schule und des Sonntags Gottesdienst gehalten. Fenster und Thüren wurden eingesetzt, in einer Ecke der Kamin mit dem Rauchfang angebracht. So war das Häuslein vollendet. Das Notwendigste von Hausgerät, Bänke, Tische und dergleichen mußte der Missionar selbst anfertigen. Dann mußte auch Land urbar gemacht werden, um den Haushalt mit dem Nötigsten zu versorgen. Dazu wurden die mächtigen Bäume gefällt, die Stämme von den Ästen und Zweigen befreit, dann alles auf große Haufen gerollt und getragen und die Haufen angezündet. Die Baumstümpfe ließ man zunächst stehen und bearbeitete das Land mit der Hacke, wobei der fruchtbare Boden an Mais, Kartoffeln, Wurzeln, Rüben, Kürbissen und dergleichen reiche Ernte gab. Diese Arbeit wurde in jedem Jahre fortgesetzt, so daß allmählich eine Anzahl von geklärten Ackerstücken zum Besitztum des Missionars gehörte. Auch einen Viehstand legte er sich an, der bestand aus Kühen, Schweinen, Hühnern und seinem treuen Pferde. Um das Haus herum ward auch ein kleiner Garten angelegt; so entstand nach und nach ein trauliches Heim für die Missionarsfamilie im Urwalde.

Es war dem Missionar aber nicht vergönnt, in diesem traulichen Heim beständig bei den Seinen zu sein.[1]) Das Leben und

[1]) Baierlein a. a. O. S. 75 ff. — Leipz. Missionsbl. 1849, S. 130 f.; 1854, S. 313 ff.

seine Arbeit erforderten viele Reisen. Das Leben, denn er mußte die nötigen Lebensmittel aus dem fernen Saginaw nach Bethanien heraufholen; seine Arbeit, denn es lag ihm ob, auch die übrigen erreichbaren Indianerhorden aufzusuchen, um ihnen das Evangelium zu verkündigen. Die Reisen der ersten Art wurden im Winter gemacht, wenn die Flüsse gefroren waren. Dann wurde das Pferd an einen kleinen Schlitten gespannt, auf welchem die Ladung untergebracht war. Ganz leicht und glücklich gingen solche Fahrten bei hartem Frost und mäßigem Schnee, dagegen brachten sie schwere Gefahren, wenn plötzlich Tauwetter eintrat und das Eis an den Stromschnellen, wo man der geringeren Tiefe wegen übersetzen mußte, dünne ward, so daß oft Mann und Pferd und Schlitten in die Tiefe sanken und nur mit Mühe gerettet werden konnten, oder wenn große Schneemassen den Weg versperrten, daß man Bethanien nicht mehr erreichen konnte, vielmehr im Urwalde übernachten mußte. Das ging alles gut, wenn der Missionar einen Indianer oder Halbindianer zur Seite hatte, der den richtigen Lagerplatz aussuchen und das nötige Brennholz beschaffen konnte. Dann ruhte es sich am brennenden Feuer in eine weiche Büffelhaut gewickelt noch ganz gut. Schlimm genug erging es ihm aber, wenn ihn die Nacht im Urwald in Winterszeit überraschte, wenn er allein war. Auf den Reisen zu den übrigen Indianerhorden, die er anfangs in Begleitung seines Dolmetschers, später auch allein in der Regel in günstigerer Jahreszeit machte, gab's auch mancherlei Gefahren beim Durchreiten von Flüssen, welche so tief waren, daß die Pferde ihre Reiter schwimmend hinübertragen mußten; durch Verirren, wobei der Missionar einmal in eine grundlose Stelle des erwähnten Sumpfes geriet, aus der er nur mit der größten Mühe wieder herauskam. Am schlimmsten war es, wenn man die gesuchte Indianerhorde endlich erreichte und fand sie gänzlich betrunken, wie das zuweilen vorkam. Dann war für den Missionar nicht bloß nichts zu machen, sondern ein Aufenthalt unter ihnen wäre geradezu gefährlich gewesen, weil dann alle bösen Leidenschaften bei ihnen aufwachen und sie zu allem fähig sind. Auf einer solchen Reise kamen der Missionar und sein Begleiter einmal in die größte Not. Die gesuchte Indianerhorde fanden sie betrunken, eine andere, die sie mit der größten Mühe erreichten, nahm sie nicht auf, weil der Häuptling den Weißen feindlich gesonnen war. So mußten sie ohne

Nahrungsmittel im Urwald übernachten und erreichten erst am Abend des zweiten Tages, samt ihren Pferden völlig erschöpft, ein Blockhaus, wo sie sich erholen konnten. Baierleins Gesundheit war überdies schwach, so daß er öfters von den Anstrengungen der Reise, von dem Reiten und Schlafen in den durchnäßten Kleidern erkrankte. Einmal überfiel ihn aber ein schwerer Krankheitsanfall auf der Reise, so daß er bei einem Farmer fast vierzehn Tage lag und auch dann nur mit Mühe sein Heim erreichte. Und dazu gingen noch Gerüchte um, von feindlichen Branntweinhändlern ausgesprengt, daß die Indianer ihn töten wollten. Er hat also manches von dem erfahren müssen, was der Apostel Paulus 2. Korinther 11 von den Mühen und Gefahren eines Missionars schreibt. Des Herrn Hand aber hat ihn treulich behütet.

3. Die Arbeit unter den Indianern.

Der Sonntagsgottesdienst[1]) wurde in dem Blockhause des Missionars gehalten, und die Indianer stellten sich, wie sie versprochen, dazu ein, so daß oft ihrer 40 versammelt waren. Der Raum hatte wenig kirchliches Aussehen, und die Ordnung in der Versammlung war auch keineswegs sehr gottesdienstlich in unsrer Weise. Die Kinder spielten, hin und wieder schrie eins laut auf und wurde von den anwesenden Weibern laut zur Ruhe verwiesen; die Weiber schwatzten und zogen die Aufmerksamkeit vom Missionar auf sich, die Männer rauchten ihre Pfeifen und hörten zu, was ihnen der Missionar mit Hülfe des Dolmetschers sagte. War es einmal stiller geworden, und faßte der Missionar Hoffnung, so stand wohl einer auf, reichte ihm die Hand und sagte, er hasse ihn nicht darum, daß er unter ihnen wohne, aber seinem Worte werde er nicht folgen. Fragte er, ob sie ihn verstanden, so antworteten sie höchst gleichmütig: O ja, wir haben's ja nicht zum erstenmal gehört. Forderte er sie auf, doch selber auch einmal eine Frage an ihn zu richten, so fragte wohl einer, was es eigentlich mit dem Nordlicht für eine Bewandtnis habe. Das war schwer für den Missionar, besonders da er noch nicht frei in ihrer Sprache, sondern nur durch den Dolmetscher mit ihnen reden konnte. Da mußte er sich trösten mit der Verheißung, daß Gottes Wort nicht leer zurückkommen soll, und mit Geduld auf die Zukunft hoffen.

[1]) Baierlein a. a. O. S. 56 ff. — Leipz. Missionsbl. 1849, S. 21 f.; 1854, S. 317; 1856, S. 34 f.

Im August 1848 begann auch die Schule[1]) zunächst mit acht Kindern, die sich bald auf neunzehn vermehrten. Einige Waisenkinder waren dem Missionar auch ganz übergeben worden. Mit diesen Kindern und etwa vierzig Erwachsenen wurde auch unter dem brennenden Tannenbaum mit Gaben und Geschenken nach deutscher Sitte Weihnacht gefeiert, wobei Luthers Lied: Vom Himmel hoch, das der Missionar mit des Dolmetschers Hülfe in die Sprache der Indianer übersetzt und mit den Kindern eingeübt hatte, gesungen wurde, zum erstenmal im fernen Urwald. Da gab es denn allerlei schriftstellerische und Übersetzungsarbeiten. Eine Fibel und ein Lesebuch in indianischer Sprache wurden hergestellt, eine Anzahl Kirchenlieder, der Katechismus und das Neue Testament, sowie die hauptsächlichsten Stellen aus den Psalmen und dem Propheten Jesaias wurden übersetzt und diese Büchlein unter Baierleins Leitung in Detroit gedruckt. Die Schule nahm seither einen bessern Fortgang, da auch Baierlein Ende des Jahres 1851 an Mießler auf seine Bitte, weil er sich damals oft mit Todesgedanken trug, einen Gehülfen bekommen hatte.

Aus der Schule erwuchsen auch die Erstlinge der christlichen Gemeinde.[2]) Als Baierlein im Katechismusunterricht das Hauptstück von der Taufe mit ihnen behandelte, meldeten sich fünf der Kinder, vier Knaben und ein Mädchen, und baten um die Taufe. Weil auch die Eltern nichts einwendeten, wurden dieselben durch den Pastor Crämer, der zu der heiligen Handlung von Frankenmut heraufkam, samt dem neugebornen Töchterlein des Missionars und einigen kleinen Kindern, Enkeln des Häuptlings, die von ihren Müttern gebracht wurden, zu Anfang des Jahres 1849 getauft. Zu Ende desselben Jahres folgten noch drei Täuflinge, darunter die erste erwachsene Person, die verwitwete Tochter des alten Häuptlings. Jahr für Jahr folgten nun Taufen, so daß bis zum Jahre 1853, als Baierlein nach Indien abgerufen wurde, eine Gemeinde von 60 Gliedern vorhanden war. Unter den Getauften mögen erwähnt werden die alte blinde Sarah, eine Greisin von fast 100 Jahren, die dem Evangelium hartnäckig widerstanden hatte, dann aber bei dem Begräbnis ihrer Enkelin, dem ersten christlichen Begräbnis, zusammenbrach und in den

[1]) Baierlein a. a. O. S. 65 ff., 127 ff. — Leipz. Missionsbl. 1849, S. 21; 1856, S. 55 ff.

[2]) Baierlein a. a. O. S. 66. 72. 144 ff. — Leipz. Missionsbl. 1856, S. 56 ff.

Taufunterricht trat. Seither hielt sie treu am Christentum fest, und als Baierlein schon längst fort war, erhielt er die Nachricht, daß sie noch immer an jedem Sonntag, auf eine Enkelin gestützt, zwei englische Meilen weit zum Gottesdienst kam, bis der Herr sie abrief. Ein anderer, Pemagojim, hatte mißtrauisch, wie die Indianer gegen die Weißen sind, jahrelang sorgfältig Lehre und Leben des Missionars beobachtet und verglichen. Dann aber kam er auch fröhlich zur Taufe. Der alte Häuptling blieb sein ganzes Leben hindurch dem Missionar in Liebe und Freundschaft zugethan, schob aber den Entschluß, sich taufen zu lassen, immer hinaus. Er litt an der Auszehrung, und weil er gerne noch leben wollte, des Missionars Mittel aber das Übel nicht beseitigen konnten, suchte er Hülfe bei den Zauberern seines Volks; vielleicht daß er dadurch zurückgehalten wurde. Schließlich starb er ohne die Taufe sehr plötzlich, als der Missionar gerade abwesend war, warnte aber noch auf seinem Sterbelager die Seinen vor den Methodisten und Händlern und ermahnte sie, treu zu dem deutschen Schwarzrock zu halten.

4. Schöne Entwicklung.

Für das sich sammelnde Christenhäuflein war das Wohnzimmer, auch das später angebaute Schulzimmer kein genügendes Gottesdienstlokal mehr. Es waren auch öfters Heiden genötigt, umzukehren, weil sie keinen Platz mehr fanden. So ging der Missionar, obwohl er nicht wußte, woher er die Mittel nehmen sollte, an den Bau eines Blockkirchleins.[1]) An sein Wohnhaus wurde es angebaut, so daß sein Studierzimmer zugleich die Sakristei bildete, von der er unmittelbar in das Gotteshaus gelangen konnte. Dasselbe hatte sechs hohe Fenster und auch einen Turm mit Kugel und Kreuz darauf, unter welchem der Eingang für die Gemeinde war. Drinnen waren Kanzel und Altar, für welche Dresdener Frauen den Stoff zur Bekleidung geschenkt, während der Graf von Einsiedel ein Kruzifix und Altarleuchter, der Studentenverein „Philadelphia" in Leipzig die Abendmahlsgeräte gestiftet hatte, welche Geschenke alle Mießler 1851 bei seinem Kommen mitherausbrachte. Im Turm hing eine Glocke, 104 Pfund schwer, welche ein Deutscher in Chicago gegossen hatte, und die nun mit lauter, heller Stimme die im Urwald zerstreuten Indianer zum Gottesdienst zusammenrief. Der ganze Bau mit Einschluß der

---

[1]) Baierlein a. a. O. S. 152 ff. — Leipz. Missionsbl. 1856, S. 58 ff.

Glocke hatte 230 Dollars gekostet. Der Missionar selber hatte nicht so viel Geld, um davon den Bau beschaffen zu können. Ein befreundeter englischer Kaufmann lieh ihm dazu eine Summe ohne Schuldschein und Zinsen, und durch Gaben von Missionsfreunden ward er in den Stand gesetzt, die Schuld nach und nach wieder abzutragen. In diesem Kirchlein ward nun zweimal an jedem Sonntag, dazu Mittwoch und Freitag Gottesdienst gehalten; außerdem rief die Glocke jeden Morgen und Abend die Bewohner der Station zum Gebet zusammen. Die Gottesdienste wurden nun auch nicht mehr so formlos gehalten, wie im Anfang. Nach dem Muster der Löheschen Agende entwarf Baierlein eine Ordnung für den Gottesdienst in der Sprache der Indianer, übersetzte Kirchenlieder, welche Mießler die Leute singen lehrte. Jetzt waren auch solche Unordnungen nicht mehr möglich, wie sie anfangs vorgekommen waren. Hier fiel es den Männern nicht mehr ein, zu rauchen, den Weibern zu plaudern, den Kindern zu spielen. Die Christen wußten, wie sie sich im Gotteshause zu benehmen hatten, und die Heiden sahen es den Christen ab und richteten sich danach. In diesem Kirchlein wurden auch die Ehen der christlichen Indianer gesegnet. Für ihre Toten war ein Gottesacker angelegt, wo sie nach christlicher Weise ohne den Lärm der Zaubertrommel und das Geheul der Klageweiber beerdigt wurden.

Ward so für das innere Leben der Indianer gesorgt, so wurden auch ihre äußeren Verhältnisse nach und nach andere. Sie gingen freilich noch auf die Jagd, kleideten sich und lebten, wie sie es bisher gewöhnt waren, aber die Unstetigkeit ihres Lebens war nicht mehr so groß wie früher, sie lernten die Station mehr und mehr als ihren Mittelpunkt ansehen. Waren sie die Woche bei ihren verschiedenen Beschäftigungen auswärts, so kehrten zum Sonntag die meisten auf die Station zurück. Und hier wurde das Leben auch ein anderes, gesitteteres. Der Lärm der Zaubertrommel schwieg mehr und mehr, die schrecklichen Saufgelage wurden immer seltener. Statt dessen fingen die Männer an mehr Wald zu klären, die Weiber bauten mehr Mais, Kartoffeln, Bohnen, Kürbisse und anderes Gemüse, so daß Zeiten des Hungers, wie sie der Missionar im Anfang in Bethanien erlebt hatte, nicht mehr vorkamen. Auch die elenden Rindenhütten verschwanden mehr und mehr, und an ihre Stelle traten Blockhäuser. Die verwitwete Tochter des Häuptlings war die erste,

welche es wagte, sich ein solches zu bauen. Andere folgten ihrem Beispiel, so daß schon mehr als ein Dutzend dastanden, als Baierlein Bethanien verließ. Innerlich und äußerlich hatte das Urwaldsgemeindlein sich lieblich entwickelt, nur daß ihm ein Mangel an Selbständigkeit und Gemeindebewußtsein anhaftete.

5. Kampf mit Feinden der Mission.

Es soll übrigens keineswegs gesagt werden, daß diese ganze Entwicklung eine ruhige, gleichmäßige und ungetrübte gewesen wäre.[1]) Das Heidentum ist nicht auf einmal gebrochen, sein ganzes Unwesen hat Baierlein manche schwere Stunde bereitet; nur allmählich bewies das Wort Gottes seine Macht an den Herzen. Viel schlimmer als mit dem Heidentum war der Kampf mit den Branntweinhändlern, die nicht zufrieden damit, daß Männer und Weiber ihre Gelage bei ihnen feierten, auch die Schulkinder und die eben getauften Jünglinge und Jungfrauen zu verführen suchten, was ihnen nur zu oft gelang. Auch den Dolmetscher des Missionars machten sie zu einem Säufer und Händler. Ihrer zwei hatten sich in Bethanien selbst, einer in der Nähe niedergelassen, so daß die Indianer nur zu leicht Gelegenheit hatten, das Feuerwasser der Weißen zu erhalten. Diesen Händlern war natürlich der Missionar mit seinem Einfluß ein Dorn im Auge. Einer wagte es, ihm ins Gesicht zu sagen, er werde noch sein Mütchen an ihm kühlen. Sie sind's auch gewesen, die das Gerücht aussprengten, daß die Indianer ihn ermorden wollten. Sie hätten vielleicht gern trunkene Indianerbanden gebraucht, um sich seiner zu entledigen.

Schweren Kampf hatte Baierlein auch mit den Methodisten. Es ist oben schon erwähnt worden, daß sie von Anfang an versuchten, in die Arbeit der lutherischen Missionare sich einzudrängen, und wie gerade das die Veranlassung wurde, daß Baierlein sich in Bethanien ansiedelte. Die Taktik dieser Methodistenprediger, meist Indianer, die nicht einmal die genügende Ausbildung für ihr Amt hatten, war eine verschiedene. Einesteils drängten sie mit ihren lärmenden Versammlungen die Leute, sich ihnen anzuschließen. Als ihnen das aber nicht half, zogen sie sich an einen andern Fluß zurück und suchten die Indianer zu bewegen, ihnen dahin zu

[1]) Leipz. Missionsbl. 1849, S. 22. 130. 337 ff.; 1850, S. 328 ff.; 1856, S. 56 ff.

folgen. Mit beiden Weisen, da sie dazu in Bezug auf Heiraten und äußerliche Vorteile allerlei Versprechungen machten, gelang es ihnen, einzelne Seelen zu verführen. Ganz besonders aber suchten sie Baierlein, wie früher auch schon den Pastor Crämer in Frankenmut, um allen Kredit bei den Indianern zu bringen. Die früheren Lügen, daß Baierlein von Gottes Wort nichts wisse, daß er alle Schulkinder nach Deutschland und auch die alten Indianer in den Krieg dahin schicken werde, daß er sie um ihr Land betrüge, daß er für alle ausgeteilte Arznei eine große Rechnung vorlegen werde, daß alle Indianer, die ihm folgten, nach dem Westen über den Mississippi müßten, was ihnen schrecklicher ist als der Tod, glaubten selbst die leichtgläubigen Indianer nicht mehr, weil in den Jahren, seit Baierlein unter ihnen wohnte, von alledem nichts eingetreten war. Darum erfanden sie eine neue Geschichte. Sie erzählten den Indianern, daß des Missionars eigener Vater den Herrn Christum habe kreuzigen helfen. Das kann man freilich nur solchen Leuten bieten, die, wie die Indianer, ganz nur in der Gegenwart leben, und für den Begriff Vergangenheit und Zukunft nicht einmal einen Ausdruck haben. Sie machten freilich vorerst in Bethanien noch keine großen Geschäfte, aber es ist leicht einzusehen, wie hinderlich solches Treiben für die Mission und für die Befestigung der Gemeinde sein mußte. Durch ihr Lügen nötigten sie den Missionar, gegen sie aufzutreten und sich und sein Werk zu rechtfertigen. So konnte es leicht kommen, daß die Indianer das Evangelium für eine Marktware ansahen, die beide als gute Händler anpriesen, indem jeder das des andern möglichst heruntersetzte und schlecht machte. Besonders die Jahre 1850 und 1851 litten schwer unter diesen Kämpfen, so daß dem Missionar oft der Mut sank, und er meinte, er müsse die Arbeit aufgeben. Doch der Herr half und gab bessere Zeiten.

6. Baierleins Abberufung.

Lange aber sollte nun Baierleins Wirken unter seinen roten Kindern nicht mehr dauern.[1]) Für Indien war er ehemals bestimmt und abgeordnet, und nur seine Erkrankung hatte damals ihn gehindert, nach Indien zu gehen. Jetzt brauchte man dort

[1]) Baierlein a. a. O. S. 167 ff. — Leipz. Missionsbl. 1854, S. 317 ff.

Hülfe, und so ward er 1853 von dem Kollegium aus seiner bisherigen Wirksamkeit abberufen. Konnte er gehen und die eben gesammelte Gemeinde verlassen? Wohl war es ihm weh ums Herz, doch tröstete ihn der Gedanke, daß der Herr ihn gerufen, und daß seine Arbeit in die Hände Mießlers gelegt werden sollte, der seit 1½ Jahren sein Mitarbeiter gewesen. Seiner Gemeinde machte er am Sonntag Lätare Mitteilung von seinem Abgang im Anschluß an die Predigt, der er den Abschied Pauli von den ephesinischen Ältesten zum Text gegeben hatte. Darüber erhob sich viel Weinens unter ihnen. Die Männer suchten gesenkten Hauptes die Ruhe des Angesichtes, auf die sie so viel halten, zu bewahren; aber die Jünglinge und Frauen bedeckten ihre Angesichter. Die Versicherung, daß sie nicht verlassen sein sollten, wollte anfangs gar nicht bei ihnen haften. „Der Vater will seine Kinder verlassen, und nun werden wir wieder zerstreut werden," klagten sie. Der Pastor Sievers von der Missionskommission war hinaufgekommen nach Bethanien, um bei dem Abschied gegenwärtig zu sein und um die Indianer zu trösten. Er hielt eine Gemeinde-Versammlung, in welcher er ihnen versicherte, daß die Synode auch ferner sie mit Liebe in ihre Pflege nehmen wolle. Da traten die Männer auf und sprachen in ruhiger, würdiger Weise ihren Schmerz über das Scheiden und ihre Besorgnis wegen der Zukunft aus. Auch Heiden waren anwesend und einer von ihnen, Misquaamaquod, sprach es vor allen aus: „Wenn wir auch alle aufstehen wollten und unsere Hände nach unserm Vater ausstrecken, um ihn zu halten, so würde er sich doch nicht halten lassen. Denn er ist gerufen worden und wird gehen. Doch wenn wir nur einen Mann an seine Stelle bekommen könnten, der ebenso thun würde, wie er, so möchten wir noch wohl bestehen können. Wenn aber das nicht der Fall sein sollte, dann fürchte ich, daß es uns gehen würde, wie einem Haufen dürren Laubes, wenn der Wind darein bläst."

Die Tage vor der Abreise ward das Haus nicht leer von Besuchern. Sie kamen alle, selbst die alte blinde Sarah, um Lebewohl zu sagen. Auch Pemagojin fand sich ein, erklärte aber wiederholt bestimmt, er werde die Abreise nicht sehen. Und er hielt Wort. Tags zuvor war er wiedergekommen. Als der Missionar ihn noch zu trösten versuchte, sprang er auf einmal auf, umarmte und küßte den Missionar, dann stürmte er aus dem

Hause in den Wald, der Missionar hat ihn nicht wieder gesehen. Der 19. Mai 1853 war zur Abreise bestimmt. Die Sachen waren auf Booten verladen. Nach einem letzten schmerzlichen Abschied von Kirche und Haus, den Stätten der Wirksamkeit während der letzten sechs Jahre, wurden die Boote bestiegen, und unter dem Gesang des Liedes: Allein Gott in der Höh sei Ehr, welches der zurückbleibende Pastor Sievers mit der Indianergemeinde anstimmte, fuhr die Missionarsfamilie den Fluß hinab, zunächst der alten Heimat entgegen.

7. Die Mission unter Mießlers Leitung.[1])

Nach Baierleins Abgang[2]) wurde seinem bisherigen Gehülfen Mießler die Leitung der Station übertragen und ihm in der Person eines gewissen Röder, der einen Teil der Schularbeit übernahm, ein Gehülfe gegeben. Der Anfang ihrer Wirksamkeit war vielversprechend. Noch im Jahre 1853 fanden 11 Taufen statt, und es waren darunter zwei ältere Ehepaare, die bis dahin hartnäckig am Heidentum festgehalten, ja noch die alten Heidenfeste stets mitgefeiert und dem Christentum wenigstens für ihre Person sich widersetzt hatten. Auch die Methodisten machten nach Baierleins Fortgang erneute Anstrengungen, die Gemeinde zu zerstören. Es gelang ihnen aber weder, in Bethanien festen Fuß zu fassen, noch die Indianer zu verleiten, Bethanien zu verlassen und bei ihnen sich anzusiedeln, obwohl sie auf ihrem Grund und Boden jeder zuziehenden Familie fünf Morgen Landes versprachen. Sie erreichten nichts, vielmehr war es wohl gerade die Folge ihres maßlosen Vorgehens, daß die Witwe des ehemaligen Häuptlings Bemassikeh, die schon zu Baierleins Zeit zu ihnen abgefallen war, reumütig zur lutherischen Kirche zurückkehrte. Auch eine englische Familie und Mießlers Dolmetscher samt seiner Familie hatten sich der Gemeinde angeschlossen.

Die Schule hatte zu dieser Zeit guten Fortgang. Die Eltern befleißigten sich, ihre Kinder zu regelmäßigem Schulbesuch anzuhalten, und die Kinder zeigten Lust und Eifer zum Lernen, und der wuchs mit dem Fortschreiten im Lesen. Eine Anzahl der größeren Kinder hatte bereits eine ziemliche Fertigkeit im Lesen des Neuen Testaments, eine andere Abteilung war mit dem Buch-

[1]) Leipz. Missionsbl. 1853—1868.
[2]) Leipz. Missionsbl. 1853, S. 312 ff.; 1854, S. 148 ff.

stabieren fertig, und wieder eine Abteilung kleinerer Kinder war an ihre Stelle getreten.

Auch an den Erwachsenen hatte Mießler seine Freude. Sie streiften nicht mehr so viel und so lange in den Wäldern umher, ihre Blockhäuser hielten sie mehr zu Hause fest. Sie wurden reinlicher in ihrer Kleidung, gesitteter in ihrem häuslichen Leben, und vor allen Dingen, sie hielten sich fleißig zu Gottes Wort und zur Predigt, und suchten auch ihren Lebenswandel mehr und mehr nach demselben zu gestalten. Die Macht des Heidentums in Bethanien war gebrochen. Noch zwar waren einige Heiden vorhanden, von denen gaben aber mehrere Hoffnung, daß sie noch zur Taufe kommen würden. Von der Wahrheit des Christentums waren sie innerlich überzeugt, konnten sich nur noch nicht entschließen, den letzten entscheidenden Schritt zu thun. Die dann noch übrig blieben, waren solche, die zwar nach dem Christentum nichts fragten, aber ebensowenig nach dem Heidentum. Sie waren gleichgültig gegen alle Religion.

Zu Weihnacht 1853 fand die erste Abendmahlsfeier in Bethanien statt. Mehrere Wochen vorher machte Mießler es bekannt und hielt dann zwei Predigten über das Abendmahl als Vorbereitung zu demselben. Dann ging er zu den Leuten in die Häuser, um mit ihnen darüber zu reden. Es fanden sich für diesmal freilich nur vier, die bereit waren, daran teilzunehmen. Es waren zum Teil ernste Bedenken bei ihnen vorhanden; sie wollten erst noch mehr lernen. Andere hatten eine gewisse Bangigkeit vor dem Genuß des Abendmahls, weil sie gesehen hatten, wie bei den Methodisten danach viele in Krämpfe fielen und sich scheußlich dabei gebärdeten. Aber vier meldeten sich, besuchten mit vielen anderen den Unterricht, waren aufmerksam und ernst und freuten sich der Gnade Gottes, deren sie aufs neue im heiligen Abendmahl sollten versichert werden. Um ihnen Anleitung zur Selbstprüfung zu geben, übersetzte Mießler mit des Dolmetschers Hülfe Luthers Fragen vom heiligen Abendmahl, die er ihnen dann öfter vorlas und erklärte. Mit diesen vier wurde das erste Abendmahl in Bethanien gefeiert.

8. Verfall der Mission.

Von nun an trat aber eine Zeit des Rückganges und allmählichen Verfalls ein.[1]) Ein erschütternder Vorfall, der gänzliche

[1]) Leipz. Missionsbl. 1855, S. 20 ff., 33 ff.

Abfall der Gemeinde zu Schibajang, ist, sozusagen, der Anfang dieser Periode des Rückgangs. An dieser Gemeinde wirkte der Missionar Auch, der aber nicht imstande war, in der Sprache der Indianer zu predigen, und ein Dolmetscher war für ihn nicht zu bekommen. Um diesen Mangel zu beseitigen, hatte man beschlossen, die beiden Gemeinden zu Bethanien und Schibajang zu vereinigen, und zwar war mit Zustimmung der Indianer beider Gemeinden Bethanien als Sitz der geeinigten Gemeinde bestimmt. Da legte sich in letzter Stunde ein Händler, der persönlich seiner Geschäfte wegen interessiert war, ins Mittel, verspottete die Indianer, daß sie sich von den Missionaren zum Umzug bewegen, um ihr Land betrügen ließen, und daß sie überhaupt ihrer Predigt glaubten. Damit zerstörte er das Vertrauen der Indianer zu ihren Missionaren, so daß sie sich nicht bloß des Umzugs weigerten, sondern gänzlich in das Heidentum zurückfielen, ohne sich durch Bitten und Thränen und durch die Ankündigung des göttlichen Gerichts irgendwie bewegen oder erschüttern zu lassen. Die Ursachen dieser entsetzlichen Katastrophe faßt Mießler in seinem Bericht in drei Punkte zusammen: „1. Die Leute waren nicht bloß ganz junge Kinder in Christo, wie alle Neubekehrten; sie waren auch, weil es ihrem Missionar an einem Dolmetscher fehlte, er selbst aber ihrer Sprache nicht mächtig war, in dem christlichen Glauben ganz besonders unbegründet. 2. Das persönliche Vertrauen, auf dem sie daher fast ganz beruhten, wurde von den gottlosen Händlern — meist Mischlinge, die sowohl Englisch als Indianisch von Jugend auf lernen und nebenbei die abgefeimtesten Schurken sind — durch freche Lügen, die aber großenteils den Schein der Wahrheit hatten, völlig untergraben. 3. Die ganz kleine Gemeinde bildete wesentlich eine Familie, so daß der patriarchalische Einfluß des Häuptlings die andern nur allzuleicht in seinen Fall mit fortreißen konnte."

Damit sind die Gründe für den Niedergang in Bethanien ebenfalls angegeben.[1]) Auch dort ließ sich wieder ein Händler nieder und verführte auch die Christen zum Saufen. Ein Glied der Gemeinde war in Ehebruch gefallen. Die Gefallenen aber im Gefühl ihrer Schuld mieden den Missionar und die Predigt, und Ermahnungen und Vorstellungen gegenüber blieben sie hartnäckig

---

[1]) Leipz. Missionsbl. 1855, S. 129 ff., 145 ff.

und unbußfertig. Das benutzten nun wieder die Methodisten, drängten sich an solche Gefallenen heran und redeten ihnen ein: Wenn euer Missionar euch etwas sagt, so kommt zu uns. Sie scheuten sich auch in der That nicht, solche in ihre Gemeinschaft aufzunehmen und sie dadurch in ihrer Sünde zu bestärken und zu verhärten. Solche wurden dann wieder andern Anlaß zur Verführung, und es kam auch seitens kürzlich erst Getaufter zu mehreren Abfällen. Schlimmen Einfluß hatte auch das Unwesen der Händler und der unordentliche Wandel solcher Christen auf die Heiden, die schon im Begriffe standen, Christen zu werden; es kam bei ihnen nicht zur Ausführung ihres Entschlusses. So kam es auch in Bethanien zu einem beängstigenden Stillstand. Es kam noch ein anderer schlimmer Umstand hinzu: das Vertrauen eines Teils der Gemeinde zu ihrem Missionar ging verloren. Es war früher, als die Gemeinde noch in großer Armut lebte, den Leuten manche Liebesgabe gereicht worden. Dadurch waren sie zu der Meinung verleitet, solches müsse geschehen, auch als sie nicht mehr in Not und Armut lebten. Und weil sie es nun als ein Recht mit Trotz und Drohung forderten, und Mießler sich genötigt sah, sie zurückzuweisen, schmähten sie ihn einen Geizhals. Als er dann in der Predigt sie ermahnte, von ihrem Brot-Christentum abzulassen und Buße zu thun, schalten sie ihn einen unleidlichen Zänker und beantragten bei der Missionskommission seine und seines Gehülfen Versetzung. Das benutzten dann wieder die Methodisten zu ihren Einflüsterungen, als ob die lutherischen Missionare in der ersten Zeit anders gewesen wären, nun aber ihr wahres Gesicht zeigten. Und sie fanden Eingang mit ihren Einflüsterungen. Das zeigte sich in Gleichgültigkeit gegen die Kirche seitens der Erwachsenen und in mangelhaftem Schulbesuch seitens der Kinder, in unordentlichem Lebenswandel, im Trotz gegen die Ermahnungen des Missionars und in verschiedenen Abfällen. Vorübergehend trat wohl noch wieder eine kurze Besserung ein, es blieben auch manche Familien treu, aber ein dauernder Aufschwung fand nicht statt. Die Händler, die Methodistenprediger und die weißen Ansiedler, die in immer größerer Zahl sich in und um Bethanien niederließen, ließen es nicht dazu kommen. Die Indianer gewöhnten sich immer mehr wieder an das Laster des Saufens und nahmen immer mehr wieder ihr altes unstetes Leben im Urwalde an.

Und nun trat noch eine neue Gefahr für den Bestand der Station Bethanien ein.[1]) Die Ansiedlung drängte immer weiter nach diesem Teil Michigans, und die Regierung suchte die Indianer zu bewegen, die Gegend zu verlassen und sich am Chippewai-Flusse, wo ihnen Ländereien geschenkt wurden, niederzulassen. Bis 1859 waren die meisten Familien dahin fortgezogen, die übrigen lebten zerstreut im Walde, einige waren zu den Methodisten übergetreten, andere ins Heidentum zurückgefallen. Nur von vier armen Witwen kann Mießler berichten, daß sie Gottes Wort einigermaßen lieb haben.

Ich möchte noch einmal nach dem Bericht des Missionars alle Ursachen des Verfalles zusammenfassen.[2]) Es sind die Methodistenprediger mit ihren Verführungen. Es ist der Zuzug weißer, englischer Nachbarn. Von ihnen lernten sie hauptsächlich Luxus, Kleiderpracht, Geldgier, Gewinnsucht und andere Laster. Vor allem aber war es das laue, unkirchliche Wesen der Weißen, das sich auf die Indianer forterbte und wie ein Krebsschaden verderblich um sich fraß. Sobald die Englischen die Gottesdienste besuchten und in denselben ihre ungeschliffene Art geltend machten, war sofort auch ein merklich anderes Verhalten der Indianer zu spüren. Mit allem dem aber verband sich endlich der weltliche Sinn und der Hang zum Saufen, der das unglückliche Ende herbeiführte. Das Ende der Indianermission kam nun rasch heran. 1860 erhielt Mießler den Auftrag, den weggezogenen Indianern nach Isabella County nachzuziehen. In Mount Pleasant legte er eine neue Station an. Eine Zeit lang schien ein neuer Aufschwung Platz zu greifen. Mießler baute ein neues Blockkirchlein, in welchem die von Bethanien herbeigeschaffte Glocke wieder ihren Platz fand. Eine Zeit lang wurden die Gottesdinste und Schule wieder regelmäßig besucht, allmählich aber trat der frühere Zustand wieder ein. Es waren nur einzelne Seelen, die sich treu zu Gottes Wort hielten. Inzwischen war die Missionsfarm in Bethanien verpachtet, später wurde sie ganz verkauft und nur der Gottesacker, auf welchem die Gebeine von etwa 20 lutherischen Indianern ruhten, für die Mission reserviert. Das alte Blockkirchlein in Bethanien, an welchem keine bessernde Hand nachhalf, wurde baufällig und mußte abgebrochen werden. So war

[1]) Leipz. Missionsbl. 1859, S. 22 ff.

[2]) Leipz. Missionsbl. 1859, S. 28 ff.

Bethanien verschwunden, und Mount Pleasant bestand nicht viel länger. Weil die Gleichgültigkeit der Indianer trotz aller Ermahnungen immer größer ward, und sie die von ihnen gemachten Versprechungen durchaus nicht hielten, so hob die Missions-Kommission 1868 die Station auf und gab dem Missionar Mießler den Rat, eine Stelle als Pastor an einer deutschen Gemeinde anzunehmen." — So weit Karsten.

9. Spätere Spuren.[1])

Als in den achtziger Jahren Pastor Joh. Becker im nördlichen Wisconsin und Minnesota als Reiseprediger der Iowa-Synode die zerstreuten Ansiedlungen aufsuchte, traf er auf dem Zuge auch eine deutsche Frau, welche bei Indian Town wohnte. Von ihr hörte er, daß dort eine kleine Anzahl lutherischer Familien wohnte, welche sich gewiß freuen würden, wieder einmal Gottesdienst zu halten. Sie wollte gern einen Gottesdienst bestellen; so kündigte er seinen Besuch auf Donnerstag an. Die Frau sagte ihm, er solle einfach in das weiß angestrichene Haus gehen. — Das betreffende Haus war schnell gefunden, denn Indian Town hatte nur einige wenige Häuser und der Zug hielt nur, wenn Passagiere aufzunehmen oder abzusetzen waren.

Pastor Becker hatte den Namen des Mannes nicht richtig verstanden, er klang ihm so ziemlich deutsch. So klopfte er an; als ihm geöffnet wurde, stand vor ihm eine indianische Squaw. Auf seine Frage: „Wohnt hier Herr N.?" erhielt er ebenfalls auf englisch die Antwort: „Jawohl; und Sie sind gewiß der lutherische Pastor? O wie sehr ich mich freue, daß Sie gekommen sind uns zu predigen." Der Pastor war noch immer der Meinung, Herr N. sei ein Deutscher; er stellte sich vor, derselbe habe, wie es in den Urwäldern hier und da vorkommt, eine Squaw zur Frau. Da die Frau eben mit der Zubereitung des Mittagessens beschäftigt war, frug er nach dem Hausherrn. Derselbige war mit Holzhauen beschäftigt. Der Pastor folgte dem Schall der Axtschläge und bald stand er vor Herrn N. und seinem Bruder, zwei Vollblutindianern.

---

[1]) Ein höchst interessanter Bericht Pastor Beckers, der während des Drucks zukam, ging leider mit einer Sendung Korrektur verloren. Der Herausgeber mußte, wenn dieser Abschnitt nicht wegbleiben sollte, denselben reproduzieren, weil er keine Abschrift zurückbehalten. Daher fehlen auch die genauen Daten.

Auch sie drückten ihre Freude aus, daß sie wieder einmal lutherischen Gottesdienst haben sollten.

Dem armen Reiseprediger wurde es schwül. Er hörte, daß er „natürlich" auf deutsch und englisch predigen müßte. Nun war er noch nicht so viele Jahre aus Deutschland herübergekommen und wenn er auch die Umgangssprache so leidlich konnte, war es mit seinem Englisch nicht sehr weit her. Um zwei Uhr kamen denn auch allmählich seine Zuhörer — deutsche Pioniere, die hier sich ein neues Heim gegründet, aber mit ihnen auch immer wieder eine Rothaut. Von den 30—35 Zuhörern mögen 10—12 Rothäute gewesen sein.

Als Text hatte er sich den Abschnitt vom guten Hirten gewählt und suchte daraus den einsam Wohnenden Trost und Ermahnung darzureichen. Den Inhalt der Predigt wiederholte er dann — so gut es eben ging — auf englisch für die andächtig lauschenden Indianer. Er sagt, er habe sich später manchmal gesagt, daß sie wohl herzlich wenig von der Predigt gehabt haben werden, nicht sowohl deswegen, weil sie sich an seiner Aussprache gestoßen, sondern weil den Indianern das Bild eines Hirten ein wohl gänzlich fremder Begriff sei.

Und doch muß das Gotteswort verwandte Saiten angeklungen haben, denn die Indianer dankten, wie auch die Deutschen, für die empfangene Wohlthat und sprachen die Hoffnung aus, er möge bald wiederkommen. Und die beiden sonst so wortkargen roten Gastgeber waren am Abend ganz gesprächig. Von ihnen erfuhr er dann auch, daß sie aus Michigan kämen, wo sie durch die Löhesche Mission zu Christo geführt worden waren. Sie seien vor einigen Jahren aus Michigan herüber gekommen. Und als der Reiseprediger ihnen mitteilte, daß er von der durch Löhe später begründeten und unterstützten Synode ausgesandt sei, war ihre Freude noch größer. Die Squaw holte aus ihrer Kammer ein sorgfältig eingewickeltes Gebetbuch Löhes. Und beim Abschied brachte sie dem Missionar zur Unterstützung seiner Arbeit zwei Dollars als Zeichen ihrer Dankbarkeit. — Pastor Becker war nur auf einige Monate von seiner Gemeinde beurlaubt und diese Zeit war abgelaufen und er übergab seine Arbeit seinem Nachfolger. Später kam das Gebiet an die Wisconsinsynode. Heutzutage sind in jener Gegend eine ziemliche Anzahl deutscher Gemeinden und

da werden nun wohl auch die wenigen lutherischen Rothäute öfters Gelegenheit haben, das Wort Gottes zu hören. —

Sievers in seiner „Kurzen Geschichte der Missouri-Synode in Frage und Antwort für einen Kindergottesdienst" berichtet (Frage 132): „Doch verkehrte man noch bis in letzter Zeit mit einst auf unsern Stationen befindlichen Indianern und konnte noch Frucht der damaligen Arbeit wahrnehmen." So scheint es, daß sich noch an andern Orten Spuren der eingegangenen Mission finden. Die Anfrage an den Pastor, zu dessen Parochie jetzt Indian Town gehört, blieb unbeantwortet.

Wenn auch die Mission solch ein trauriges Ende genommen, so ist sie doch nicht fruchtlos und vergebens geblieben. Die Ernte aber wird jener Tag zeigen, an dem sich vor des Hirten Thron die ganze große Herde versammeln wird, die er sich gesammelt aus der Völkerwelt. Und da wird man auch finden einige Kinder des Urwaldes, gerettet durch diese Mission.

Die Indianermission der Jowa-Synode.[1])

Löhe hatte den Gedanken, den roten Kindern Amerikas zu helfen, nicht aufgegeben, als er sich von der Arbeit in Michigan zurückzog. Einer der Gründer der Jowa-Synode (M. Schüller) war zuerst ausersehen gewesen, Anknüpfungspunkte für weitere Arbeit unter den Indianern zu suchen. Wir finden in den Nummern der kirchlichen Mitteilungen aus den Jahren 1854 und 1855 mancherlei Mitteilungen, die offenbar beabsichtigen, in deutschen Kreisen Interesse für Indianermission zu erwecken. Es flossen auch mancherlei Gaben für die Heidenmission ein. Man konnte daher den am 5. Mai 1856 nach Amerika abgehenden Neuendettelsauer Sendling Johann Jakob Schmidt aus Fürth für die Indianermission bestimmen. Und die Synodalversammlung des Jahres 1856 beschloß, den Anfang in dieser Arbeit zu machen.

Zunächst suchte Schmidt mit Pastor Sigmund Fritschel, der damals gerade die buffaloische Gemeinde in Detroit übernahm, den Herrnhuter Missionar Vogler in Moravian-Town auf der kanadischen Seite des St. Clair-Flusses auf und holte sich von ihm Rat und Empfehlungsbriefe an die canadischen Beamten des Indianerdepartements. Man hatte nämlich das von den Römischen zum Teil schon besetzte britische Gebiet am Lake Superior ins Auge gefaßt, da im Westen der Vereinigten Staaten damals einer jener verheerenden Indianerkriege tobte.

Im nächsten Jahre reiste dann auch Schmidt von Detroit durch den St. Clair River, den Lake Huron, an den herrlichen St. Maryfalls vorüber über den Lake Superior, an dessen westlichem Ende damals eben eine neue Stadt, Superior City, angelegt war. Student Sußner begleitete ihn. In Superior City wies

---

[1]) Vergl. Deindörfer, Geschichte der Jowa-Synode. S. 55—65.

man sie hinauf nach Grand Portage, das auf der canadischen Seite lag. Da ihnen unterwegs ihr Führer untreu wurde, mußten sie selbst ihr Boot einen großen Teil des weiten Weges (es waren zwischen 100 und 150 Meilen) bei ungünstigem Wetter rudern. Am 8. Juli fanden sie endlich die erwünschte Bucht mit Grand Portage.

Doch schien das Gebiet nicht günstig für Indianermission. Einesteils war die Gegend schon durch die römischen Missionare besetzt. Nach Grand Portage selbst kam z. B. jedes Jahr ein Jesuitenpater auf ein und einhalb Monat. Weiter aber hörten sie durch einen christlichen Agenten, daß die Hudson Bay-Gesellschaft, welche dort das Handelsmonopol hatte, protestantischen Missionaren alle nur möglichen Hindernisse in den Weg gelegt habe und lege, und sie hindere, Missionsstationen anzulegen, damit nicht Berichte über ihre korrupte Handelsmethode in die Außenwelt gelangten. Sie fragten dennoch bei den benachbarten Bois-forte-Indianern an, ob sie sich unter ihnen niederlassen dürften. Schmidt erhielt aber zur Antwort: „Deine Person gefällt uns ganz wohl, wir wollten dich schon ganz gerne haben, aber du kannst unsere Sprache nicht, und wir wollen einen Schulmeister oder Missionar, der unsere Sprache redet.“ Die Versicherung, daß er fleißig ihre Sprache lernen wolle, half nichts. Offenbar stammte der Einwand von dem Jesuiten, der in jenen Tagen dorthin gekommen war. So verließen sie den Ort am 4. September und gingen denselben Weg wieder zurück, den sie gekommen waren.

In Detroit blieb Missionar Schmidt den Winter über; dann fand sich Gelegenheit, mit dem Indianeragenten Redfield in das Indianergebiet zu reisen. Mit ihm ging diesmal Moritz Bräuninger, der ihm von der „Wartburg“ aus zugeteilt war. Die Reise ging mit dem Dampfschiff von St. Louis aus. „Am 23. fahren die beiden, Schmidt und Bräuninger, von St. Louis ab. In 31 Tagen legen sie bis Fort Union an der Mündung des Yellowstone 2350 englische Meilen zurück und kommen an den Gebieten von sieben verschiedenen Indianerstämmen vorbei. Von Fort Union geht's nicht mehr im Dampfschiff, sondern auf zwei Booten, die oft mit Anstrengung an Seilen gezogen werden müssen, den Yellowstone-Fluß hinauf in 37 Tagen bis Fort Sarpi, einer aus sieben kleinen, aber stark verpallisadierten

Häusern bestehenden Niederlassung an der Mündung des Big Horne in den Yellowstone. Von der Schlechtigkeit der „christlichen" Pelzhändler, mit denen sie reisen, haben die beiden viel zu leiden; dagegen geben ihnen die beiden Häuptlinge der Crows (indianisch Upsárokas), die mit auf dem Boote sind, Gelegenheit, die Sprache in etwas zu erlernen. In Fort Sarpi selbst herrschte ein solch gottloses und unsittliches Leben, so daß sie es vorziehen, mitten unter die heidnischen Indianer hineinzugehen, die, etwa 1500 Mann stark, in 160 Zelten in der Nähe lagern. Ohne gründliche Kenntnis der Sprache und Sitte wagen sie sich unter das kriegs- und wanderlustige Volk. Aber die Aufnahme, die ihnen zu teil wurde, ist über alles Erwarten freundlich. Der oberste Häuptling Dachbizaschuch (Bärenkopf), versorgt sie mit Pferden zum Reiten und zum Gepäck, und nimmt sie in sein eigenes Zelt auf. Nach etlichen Wochen bricht die Horde auf und sie ziehen mit ihr nach Deer Creek, wo sie am 4. Okt. ankommen."

Da ihre Reise aber nur den Zweck hatte, einen Ort für die Missionsarbeit ausfindig zu machen, so mußten sie heimreisen. Nur ungern ließen die Indianer sie ziehen gegen das Versprechen, daß sie im nächsten Frühjahr wieder zurückkommen würden.

„Ungern haben sie uns von sich ziehen lassen, viel lieber wäre es ihnen gewesen, wir wären unter ihnen geblieben; tausendmal haben sie uns gefragt, ob wir denn auch wiederkämen, wenn der Winter vergangen sei und das Gras wieder gewachsen; begleiten wollten uns etliche bis in unsere Heimat, was wir abschlagen mußten" — so konnten die Rückkehrenden berichten. — Wie traurig, daß sie später diesen Stamm nicht mehr fanden.

Hier war also eine Thür offen für sie. Nach halbjähriger Abwesenheit trafen sie am 25. November wieder auf der Wartburg ein.

Auf der Wartburg begann nun die Zurüstung zur Anlegung einer kleinen Kolonie im Gebiet dieser freundlichen Upsárokas; so hoffte man nicht nur die Indianer am leichtesten zur Niederlassung zu gewinnen, sondern man gedachte auch die nötigen Lebensmittel zum Teil selbst zu ziehen. Die Regierung wurde um Unterstützung des Unternehmens gebeten, aber sie weigerte sich, irgend Unterstützung zu gewähren. Innerhalb der Synode und auch in der Buffalo-Synode flossen die Gaben sehr reichlich. Die Haupt-

last jedoch übernahm der bayrische Central-Missionsverein auf Befürwortung Löhes hin.[1])

Am 5. Juli 1859 verließ eine Missionskarawane die Wartburg; denn diesmal sollte die Reise über Land gehen, einesteils schon wegen der Kosten. Der Weg ging über Fort des Moines, nach Omaha City und Columbus am Platte River in Nebraska. Es war eine ganze Kolonie, die man ausgesandt hatte, nämlich Missionar Schmidt, Bräuninger und Döderlein, Student Seyler und zwei Kolonisten, Beck und Bunge. Man konnte zunächst wegen der vorgerückten Jahreszeit nicht mehr zu den Upsárokas gelangen, sondern mußte sich bei Major Tuiß in Deer Creek, 150 Meilen diesseits, aufhalten. Dort erfuhren sie viel Freundlichkeit von Kapitän Reynolds. Die Reisegelder waren aber fast ausgegangen, man hatte Zugtiere verloren, so kamen Schmidt und Döderlein noch vor Winter zurück, um zu berichten und die nötigen Instruktionen einzuholen. Die Missionare aber mußten einen harten Winter durchmachen. Der Indianeragent scheint sie auch tüchtig ausgesogen zu haben. Die Synode war aber nicht imstande, schon wieder eine neue Missionskarawane auszurüsten.

Im nächsten Frühjahr ließen sie sich auf Rat jenes Kapitäns Reynolds am Powder River, einem Nebenflusse des Yellowstone-Flusses jenseits der schwarzen Berge, nieder. Man baute ein Blockhaus, pflügte ein Stück Land und zäunte es ein. Da hatte man nun gute Fühlung mit den Indianern, welche anfingen, die Blaßgesichter zu besuchen und mit ihnen sich zu unterreden. Besonders Bräuninger, dem nach Schmidts Abreise die Leitung zustand, hatte sich die Sprache der Indianer angeeignet und verstand es, die Zeichensprache der Indianer mit ungeheurer Fertigkeit und Gewandtheit zu handhaben. Missionar Bräuninger berichtete voll

---

[1]) In Nürnberg hörte der Schreiber, daß in späteren Jahren, als sich so wenig Erfolg zeigte, auf der Jahresversammlung beschlossen wurde, die Unterstützung zu streichen. Löhe kam, nachdem der Beschluß angenommen war, und bat ums Wort, als er davon hörte. In seiner ruhigen Weise betrat er das Podium und redete in herzlichster Weise für die Sache. Er schloß mit den Worten: „Wohlan, wenn die Indianer aussterben und wenn sie sich nicht bekehren wollen, so laßt uns mit der Fackel des Evangeliums ihren Untergang beleuchten." — Infolgedessen wurde der Beschluß zurückgenommen und die Sache unterstützt bis ans Ende.

Freude: „Die Errichtung einer Station in Crowland[1]) ist mit Gottes Hülfe glücklich zustande gekommen" und legte eine Zeichnung der Station bei, die wir hier wiedergeben. Da kam plötzlich die Nachricht: „Missionar Bräuninger ist plötzlich verschwunden, wahrscheinlich ist er von den Indianern ermordet worden."



Die Missionsstation am Powder River. (Nach einer Bleistiftzeichnung des Missionars Bräuninger.)

Sechs Indianer von dem Stamm der Hunkpapas oder Ogalalas, vom Volk der Sioux, waren am 22. Juli 1860 in das Haus der Missionare gekommen, hatten mit ihnen zu Abend gegessen, mit ihnen geschlafen und waren am nächsten Tage noch eine Zeitlang da geblieben. Einer bot Bräuninger einen Tausch an: er wollte ihm ein paar Mokassins gegen eine wollene Decke vertauschen. Bräuninger jedoch wollte allen Handel mit den Indianern vermeiden. Die Indianer waren auch zufrieden. Sie blieben bis Mittag. Als sie sich anschickten, nach dem Mittagessen ihre Wanderung fortzusetzen, zog der eine, welcher am freundlichsten mit den Missionaren verkehrte, die Kugel aus seinem Gewehr und lud drei Kugeln auf einmal hinein, indem er zwischen jede Kugel einen besonderen Pfropfen schob. Dies geschah im Hause vor den Augen der Brüder. Darüber verwunderte sich Seyler und sprach seine Verwunderung gegen Bräuninger aus. Dieser antwortete, nicht ahnend, daß das Gewehr für ihn selbst geladen ward: „Das thun die Indianer, wenn sie nicht vor den Feinden sicher sind. Wenn sie nach Wild schießen wollen, ziehen sie die Kugeln schon wieder heraus." Hierauf verab-

[1]) Nach einer Mitteilung Bunges (jetzt Pastor) lag die Missionsstation nahe beim Zusammenfluß der North und South Fork und der Ort, wo Br. zuletzt gesehen wurde, bei dem Einfluß der Salt Creek.

schiedeten sich die Indianer und gingen den Fluß aufwärts über einen Berg hinüber. Die Missionare waren alle sehr müde und ruhten sich nachher etwas aus. Dann wünschte Bräuninger, einen Spaziergang zu machen. Beck schlug vor, gleich das Nützliche damit zu verbinden und die Kühe nach Hause zu holen. „Das ist recht," erwiderte Bräuninger. Mit den gewöhnlichen Arbeitskleidern, blauem Hemd, Lederhosen, Mützen und an den Füßen mit Mokassins angethan und Bräuninger wie gewöhnlich seine Brille tragend, gingen die beiden aus dem Hause. Unter mancherlei Gesprächen über die Last, die sie zu tragen, Missionar Bräuninger Trostsprüche aus der heiligen Schrift anführend und dieselben auf ihre Verhältnisse anwendend, gingen die beiden Brüder miteinander bis zu einem Gebüsche ein und eine halbe Meile flußabwärts vom Hause entfernt. Ganz unerwartet und zu ihrem Erstaunen fanden sie hier die sechs Indianer wieder, die vor einigen Stunden von ihnen gegangen waren, und zwar flußaufwärts. Die Indianer redeten Bräuninger an und sagten, sie hätten einen Schuß gehört und fürchteten, es möchten ihre feindlichen Blackfeet in der Nähe sein. Sie fragten ihn weiter, ob er sie in sein Haus nehmen und sie verbergen wolle, wenn die Blackfeet kommen sollten. Bräuninger versprach ihnen beides und sagte, wenn die Feinde kämen, wolle er sie schützen und im Keller verbergen, worauf die Indianer in Gelächter ausbrachen. Nachdem dies vorüber war, verließ Beck auf Bräuningers Anraten den Platz, um das Vieh zu holen, welches eine halbe Meile weiter unten, und zwar am jenseitigen Ufer des Flusses, weidete, während welcher Zeit Bräuninger mit den Indianern sprach und sie mit nach Hause nehmen wollte.

Beck fand das Vieh an seinem gewöhnlichen Platze und schlug auf dem Rückwege einen andern Weg ein. Jedoch konnte er aus der Ferne den Platz überschauen und sah, daß weder die Indianer, noch Missionar Bräuninger mehr dort waren und war der Meinung, er würde sie allesamt daheim treffen. Allein auch da fand er sie nicht. Als er hörte, Missionar Bräuninger sei noch nicht nach Hause gekommen, vermutete er schon irgend einen Unfall. Das Unglück schon ahnend, gingen beide, Seyler und Beck, nach dem Platze, wo letzterer den Missionar Bräuninger verlassen hatte, fanden aber den Gesuchten nicht. Sie suchten weit und breit, sahen aber weder Missionar Bräuninger noch einen Indianer mehr. — Andere Indianer[1]) erzählten später, einer der Indianer hätte Bräuninger meuchlings mit einer Kugel das Rückgrat zerschmettert und als der Todwunde sich aufrichtete, seien sie herbeigeeilt und hätten ihn vollends getötet, ihm das Gesicht zerschnitten und ihn an einer tiefen Stelle in den Fluß geworfen. Als Grund gaben sie an, daß die Hunkpapas keine Ansiedlung von Weißen am Powder River dulden wollten. So war die Indianermission am 23. Juli 1860 mit Märtyrerblut eingeweiht,

[1]) Eine andere Ansicht ist, daß diese Geschichte erfunden sei von den Indianern, um die Missionare wegzuschrecken; daß die Indianer sich entfernt hätten, Bräuninger weiter gegangen sei und von Bären zerrissen wurde, deren es dort sehr viele gab.

und Bräuninger hatte erlangt, was er geahnt hatte, als er beim Abschied von Neuendettelsau sein Bild mit einer Dornenkrone umwand."

Jedenfalls beabsichtigten die Indianer, die übrigen durch Ermordung des Anführers zu vertreiben. Das war ein schrecklicher Schlag für die junge Mission. Die übrigen mußten sich nun an den Deer Creek zurückziehen und weitere Weisung abwarten. Von den Crowindianern (Upsárokas) hatten sie am Powder River nichts gesehen noch gehört. Unterdessen war weiterer Nachzug (Krebs und Flachenecker) gekommen und traf sie am Deer Creek.

Mit Einwilligung des Missionskomitees legten sie am Deer Creek eine Station an, etwa 100 Meilen westlich von Fort Laramie, 3—4 Meilen südlich vom North Platte-Flusse. Sie bestellten Land, das sie vom Flusse aus bewässerten. Im Jahre 1861 kam Missionar Keßler als Leiter. Einige machten sich auf die Suche nach den Upsárokas, kamen auch an der von den Indianern wirklich zerstörten Station vorbei, — fanden aber keine Spur von den Gesuchten. So widmeten sie sich ganz der Arbeit an den Cheyennes (in ihrer Sprache Ziſtas). Einige wanderten immer mit den Indianern und gewannen deren Vertrauen in hohem Maße; so erlernten sie am schnellsten die schwere Sprache. Einige kleine Wörterbücher im Besitz des Schreibers zeigen die große Schwierigkeit, mit der sie zu kämpfen hatten.[1])

---

[1]) Eine Probe mag die Weihnachtsgeschichte nach Keßlers Übersetzung sein:
Hízize tóehto māehiwatóehtenu nanóehtenu watóehtenu ze nasóehtenu zuh haehta nōk itanów ewíhoníw itónsehiwi augustus ewíhoniw émaha itahóz ho, hes hetánio, gsowáahe heéche, gseékhe, gaichgóne nístachwúchs initā esáhoistonhán úwahán ewíhoníw augustus éhiwa: nístochiwuchs hetánio, gsewáahe initā náchtahoistán. Kahe máachkisse camihístowst éoanigo háesto tániwōe. Nich hohóma ewiwústow náesz gsowá itónschiwi Joseph máto náesz gseé itónschiwi Maria ewíahz cámihistow éoánigo haesto taniwō, itónschiwi Bethlehem. gseé Maria egósse. that haich hámsto emisíoz gsee Maria he náesz hetanigaichgon itónschiwi Jesus. Jesus eámawíheo náesz nah. wuestánio hamsto éanán wíhiogóssa ítahóz tóchto zíto táéw. naesz nonúmae hámsto hízize éanán hetánio. hetánio ebóiuzim. „ebóiuzimst éuwáne.“ eámawíheo he náesz nah ítahóz ho, éhist hízize taew eámawíheo níhoo emittontí hes nah' wuestánio nístochinwúchs initā ítahótāz ho ebóiuzímst eúwáne ninimensz chāsto nonúmae chiwō hízize hámsto hāesto nonúmae éanán hetánio nístochiz énimén: eámawíheo hes nah itónschiwi Jesus éhist zíto tāéw ítahóz ho. stíwimiút azímst ínanúmŭchzístow nístochíz. níniménsz ehāsto: eāma wiheo nistochíwuchs ímihút. éamawiheo

Missionar Krebs berichtet: „In ein solches Indianerlager, das nahe bei der Station im Gebüsch aufgeschlagen worden war, ging der Schreiber dieses, — aber mit einem Stocke in der Hand, damit er sich der auf ihn zufahrenden Hunde erwehren konnte, — des Sonntags und des Mittwochs und rief dort aus: „Winaasz nistochiz namhaioniwh, nata eesz he zistas wuestanio,“ das heißt: „Kommt alle zusammen in mein Haus, ich will reden zu den Zista-Leuten.“ Das war die Glocke, die zur Predigt rief; worauf sich dann jedesmal auch Männer, Frauen und Kinder einstellten, den Hausraum füllten und sich auch außen aufstellten. Darauf begann die Predigt mit vorangehendem Gebet des Vater Unsers ebenfalls in der Zista-Sprache und darauf eine Verkündigung von unserm Heilande. Nach der Predigt gab es dann lange Unterhaltungen mit Fragenden, denen dies und jenes auf- und eingefallen war. Die Zuhörer waren sehr ruhig und aufmerksam, wenn auch mal einer „ibawa“ (gut) und den Freudenruf „haho!“ dazwischen rief.“

„Einer, der immer nicht kam, war der Häuptling Hotuamo (männlicher Elk). Der stellte sich dann gewöhnlich zu anderer Zeit, nämlich kurz vor dem Abendessen, ein, und suchte da etwas für den Magen. Im Neuen Testament, in der Geschichte von der Speisung der 5000

ínanúmüchzistow eoanigo hes nah Jesus nonúmae éamiúchzio zito tāéw náiato hínot ewo hámstoio.

Das heißt auf deutsch:

Heute vor eintausendachthundertundeinundsechzig Herbsten, der Häuptling geheißen Augustus, ein Häuptling sehr groß auf der Erden, seine Männer, Jünglinge, Frauen, Jungfrauen, Kinder alle alle zusammen nicht zu zählen. Der Häuptling Augustus sagte: alle meine Männer, Jünglinge zusammen will ich zählen. Auf, ihr Männer, reiset in die Städte. Später brachen auf ein Jüngling geheißen Joseph, und wieder eine Jungfrau geheißen Maria, zusammen reisen sie in die Stadt, geheißen Bethlehem. Die Jungfrau Maria ist schwanger. Dort weit wohnend gebar Maria, die Jungfrau, ihren einzigen Knaben, geheißen Jesus. Jesus ist Gottes einziger Sohn. Männer saßen bei den Schafen auf der Prairie. Ein Engel sitzt bei den Männern. Die Männer erschraken. „Erschrecket nicht, Gottes einziger Sohn ist auf der Erden, er ist geboren in dieser Nacht. Gott der Vater hat geschenkt seinen Sohn allen Menschen auf der Erde.“ Erschrecket nicht, singet viel, sagte der Engel. Jetzt sitzen viel Engel bei den Männern, alle singen: „Gottes Sohn, geheißen Jesus, ist geboren in dieser Nacht auf der Erde. Stellt das Kriegen ein, macht alle Frieden. Singet sehr viel: Gott ist aller Freund. Gott macht Frieden in seinem Sohne Jesus.“ Die Engel fuhren in dieser Nacht wieder hinauf in den Himmel und setzten sich dort.

Mann, predigte der Herr Jesus erst, dann speiste er die Hungrigen. So wollte ich's auch machen und unserm eingeladenen Gaste vor der Speisung die Predigt halten. Er setzte sich gern auf eine dort stehende, selbstgezimmerte Bettstelle, ich mich neben ihn und redete zu ihm von Gott, von Sünde und der Vergebung der Sünden. Mäuschenstill blieb er bei der ganzen Rede und sah vor sich hin. Er wartete zwar aufs Essen, wie andere Male auch. Eben wurde vor seinen Augen der Tisch gedeckt, ich redete noch. Plötzlich entfernte er sich und wartete das Essen nicht ab. Er kam ein paar Tage nicht wieder, aber er schickte uns eine Einladung, zu ihm zu kommen. Drei von uns gingen hin. Man kann selten ein so aufgeräumtes Indianerzelt sehen, als wir diesmal bei ihm fanden. Er war ganz allein. Neben ihm mußten wir Platz nehmen und er stopfte die Pfeife, welche wir Viere zusammen reih' um jeder nach Belieben ein paar Züge rauchten. Bisher war er völlig schweigsam gewesen, aber bei der Pfeife wurde er redselig und hielt eine Ansprache an uns ungefähr in folgenden Worten: „Ich freue mich sehr, meine besten Freunde bei mir zu haben. Am heutigen Tage erlebte mein Herz große Freude. Ich habe schon viele Leute kennen gelernt, unter allen aber seid ihr mir die Liebsten.“ Dann erzählte er, unter welchen verschiedenen Indianerstämmen er gewesen, mit welch verschiedenen Europäern er verkehrt habe und wo er alles herumgereist war. „Ich habe auch verschiedene Gottesdienstgebräuche der Indianer und der Weißen nah und fern mit angesehen, ich sehe auch, wie ihr es macht,“ sagte er, „aber ich habe noch immer jeden bei seiner Weise gelassen. Wenn ich da etwas Besonderes, von anderen Menschen heiliger Übung im Gottesdienste sah, so habe ich immer dazu geschwiegen und nichts dagegen geredet. Mir war alles so recht und gut.“ Mit diesem Vortrage gab er uns zu verstehen, daß wir von ihrem Götzendienste auch nichts sagen, sondern dazu schweigen und sie ruhig bei ihrem Heiligtume lassen sollten. — Dies uns zu sagen, war der ganze Zweck, weshalb er uns hatte rufen lassen.

„Am Nachmittage kam er wieder in meine Wohnung; denn diese fanden die Indianer allezeit offen und hatten darin freien Zutritt bei Tag und Nacht. — Nun war unser Freund wieder da und wartete auf das Essen. Ich setzte mich wieder zu ihm auf die Bettstatt und redete wieder wie vor etlichen Tagen. Nur gab ich ihm noch mehr himmlisch gute Worte, daß er meine Worte nicht verachten, noch verwerfen möchte, weil es Gottes-Worte seien. Er hörte schweigsam zu, wie das vorige Mal, ging aber auch wieder wie das vorige Mal vor dem Abendessen weg, darauf er doch warten wollte. Von da an betrat er das Haus nicht mehr. Als nach einiger Zeit das Lager fortzog und die Indianer an uns vorüberschritten, nickten und winkten sie uns freundlich zu; dieser aber hatte sein Gesicht abgewendet nach dem Wasser zu und würdigte uns keines Blickes mehr. — Von diesem und noch einem, Machhoui (großer Wolf), der sich zu anderer Zeit ähnlich wie jener, nur etwas plumper, gegen uns aussprach, las man nachher in der Kriegszeit

in den Zeitungen, daß sie die beiden ersten waren, welche aus den Cheyennes vom Militär gehängt worden waren."

Im Frühjahr 1862 zeigten sich Unruhen unter den Indianern, und die Missionare mußten nach Fort Laramie flüchten, nachdem sie ihre Sachen vergraben hatten. Zwei (Keßler und Seyler) reisten nach Iowa, um Lebensmittel zu holen, da sie droben ungeheuer teuer waren (z. B. ein Sack Mehl 30 Dollars). Die Unruhen wurden jedoch unterdrückt, und die Missionare kehrten zur unversehrten Station zurück. Ja sie durften wieder mit herumziehen. — Erst im April 1863 kehrte Keßler mit Franz Matter zurück. Bei den teuren Kriegszeiten kostete die Ausrüstung über 2000 Dollars.



Miss. Krebs und die drei christlichen Indianer.
Gottfried Paulus Friedrich

Missionar Krebs, der die Indianersprache am besten bemeistert hatte, hatte eine Indianerschule begonnen. Er hatte drei Knaben als Schüler. Sie führten die Namen Muchsianoe (brauner Mokassin), Ekois (kleiner Knochen) und Mistahemik (Eulenkopf). Der erste wurde an Weihnachten 1863 getauft. Auch bei den Erwachsenen zeigten sich Spuren von Segenswirkungen. — Da brach der große Indianeraufstand von 1864 aus. Die Indianer, betrogen und gekränkt durch habgierige und diebische Agenten der Regierung, sannen auf Rache. Ihnen waren alle Weißen in gleicher Weise Feinde. Als infolge des Bürgerkrieges ein großer Teil der Truppen in Nebraska (damals noch Indian- und Missouri-Territorium) abgerufen worden waren, brach der Aufstand aus. Die geringe militärische Macht, die aufgeboten werden konnte, war durch die vereinigten Indianer bald geworfen, und die Indianer zerstörten das Land unter Leitung der kriegerischen Sioux,

der Todfeinde der Blaßgesichter. Alle Weißen flüchteten in den östlichen Teil des Staates. Die Missionare hielten unter Lebensgefahr noch aus, besonders da die Zistas nicht mit auf den Kriegspfad gehen wollten. Endlich aber, als sich bereits eine Horde feindlicher Sioux gegen Deer Creek in Bewegung setzte, mußten sie auf Drängen freundlich gesinnter Zistas hin, die ihnen wiederholt insgeheim Botschaft durch eine alte Indianerin zusandten, sich zu eiliger Flucht entschließen. Mit ihnen zogen die drei Indianerjünglinge.

Die Jünglinge wurden auf der „Wartburg" vom Missionar noch weiter unterrichtet, man suchte ihnen das Leben möglichst nach gewohnter Weise einzurichten. Vergebens! Bei zweien zeigte sich die gewöhnlich bei Indianern, die unter Weißen leben, und bei Klimawechsel auftauchende Krankheit der Schwindsucht, die sie beide bald nacheinander hinraffte.

Der erste der beiden Indianerjünglinge, welcher starb, hatte bei der Taufe den Namen Gottfried erhalten, er war etwa 16 Jahre alt, als er heimging. Er war, als der letzte, am Sonntag Oculi 1865 in Galena, Ills., getauft worden. Obschon noch ziemlich jung, sah man doch seinen großen Ernst beim Taufunterricht. Als die schwere Krankheit sich zeigte, ergab er sich ganz in den Willen Gottes.

„In welcher Weise seine Seele des himmlischen Trostes inne wurde, gewahrte ich," berichtet Missionar Krebs, „als ich mit ihm betete. Ich begleitete ihn zu Bette. Vor demselben stehend, beteten wir das Vater Unser, danach klagte ich dem Herrn sein Leiden und Krankheit, bat ihn, daß er ihn besuchen und in seinen Schmerzen erquicken wolle, befahl Schmerz und Leiden, Krankheit und Genesung, Leben und Tod, Leib und Seele in Gottes Hände und in seinen väterlichen Willen. Als ich den „Frieden" gesprochen, und das Amen dazu über Gottfrieds Lippen kam, fügte er hinzu: „Du hast gut gebetet, mein Vater." Das war ein deutliches Zeichen, daß er den Frieden und Trost empfand, den die Welt nicht geben kann. So oft man mit ihm vom Tode redete, sprach er seine Bereitwilligkeit zu sterben aus. Und wenn ich wohl fragte, was er wohl glaube, daß nach dem Tode mit ihm geschehe, so war die Antwort: „ich komme in den Himmel". Dabei tröstete er sich des Blutes Christi, das uns reinigt von aller Sünde. Zwei Tage vor seinem Ende rief er den Friedrich zu sich, versicherte ihn seiner Liebe und sagte darauf zu ihm: „Wenn du wieder zu den Indianern kommst, so sage ihnen, daß die Deutschen mir alles Gute erwiesen und mich nicht ermordet haben. Sie (die Indianer) möchten sonst denken, die Deutschen hätten mich ums Leben gebracht." Am 2. August ging seine Seele heim zu

Jesu, der sie erlöst, während die Bewohner der Wartburg das Sterbelied: „Christus, der ist mein Leben“ sangen.“

Von der Krankheit des andern Jünglings, Paulus (Ekois), berichtet Missionar Krebs:

„Selbst im Schlafe hatte er es mit dem zu thun, das droben ist. Einmal, als er erwachte, sagte er: „Ei, jetzt, da war es schön! Ich habe viel Schönes gesehen und einen Engel, der hat mit mir geredet. Jetzt weiß ich viel. Ach, ich bin so bös und verdorben und habe doch so was Schönes gesehen! Ich fragte den Engel, ob ich sollte hinauf in den Himmel gehen. Allein er antwortete: „Nein, jetzt nicht, du mußt noch länger krank sein.““ Danach betete Paulus folgendes Gebet, welches ihm, nach seiner Aussage, ebenfalls der Engel gesagt habe, damit er es beten solle: „Mein Herr Jesus Christus, willst du, daß ich leben und den Indianern dein Wort verkündigen soll? Dann gieb mir deinen heiligen Geist, daß ich fest bleibe.“ Herzlich bekannte er Fehltritte, welche er nach seiner Taufe begangen, für welche er, wie er sagte, Gott um Vergebung gebeten habe. Darauf sprach ich die Absolution. — Am letzten Tage seines Lebens, der bald darauf kam, lag er völlig teilnahmlos da und antwortete auf alle Fragen nur: „Ich freue mich.““

Sein Abschied erfolgte am 15. Dezember 1865, und am 3. Adventssonntage wurde er dicht neben Gottfried beerdigt. Herr Präses Großmann hielt am Grabe die Einsegnung, und Missionar Krebs redete über Jer. 31, 3: „Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte.“ Nach der Predigt kniete die Gemeinde nieder, und Präses Großmann sprach ein Dankgebet und dankte dem Herrn für den Segen, den er bisher auf die Mission gelegt und bat ihn, daß er auch ferner seine Barmherzigkeit und seinen Segen auf die Mission unter den Indianern legen wolle.

Der dritte, Friedrich, war als erster getauft worden. „Solange er bei seinem geistlichen Vater Krebs und unter dessen unmittelbarer Aufsicht sein konnte, hielt er sich gut. Als er aber von diesem getrennt leben mußte, um sich seinen Unterhalt zu erwerben, erlag er der Versuchung der Welt und geriet auf Irrwege. Erst als er vor einigen Jahren in Krankheit fiel und Gottes Hand sich züchtigend auf ihn legte, trat bei ihm eine Wendung ein; er starb an jener Krankheit, und man kann die Hoffnung haben, daß auch bei ihm Gottes Gnade nicht vergeblich gewesen ist.“[1])

„Als im Jahre 1866 ein Friedensschluß mit den Indianern des Nordwestens in Aussicht stand, wurden die beiden Missionare

---

[1]) Deindörfer, S. 65.

Krebs und Matter noch einmal nach dem Nordwesten gesandt, begleitet von dem Indianerjüngling Friedrich. Da aber während ihrer fast viermonatlichen Reise der Krieg aufs neue ausbrach, so konnten sie das Indianergebiet gar nicht erreichen; unthätig und in steter Bedrängnis hielten sie sich acht Monate lang bei dem Fort Cottonwood auf, ohne daß sich ihnen eine Aussicht eröffnete, ihre Indianer wieder zu erreichen, die überhaupt hinfort in den Unruhen und Aufständen eine schlimme Rolle spielten." [1])

Zu einer eigenen Mission sollte es nicht mehr kommen, wenn auch später wieder Anknüpfungen gesucht wurden. — Als dann später die Neuendettelsauer Mission unter den Papuas begonnen wurde, sandte die Iowasynode 1885 den „Indianermissionsfonds" für diese Arbeit an die Leitung jener Mission. Die Synode konnte sich mit gutem Gewissen sagen, daß sie ihr Möglichstes gethan habe. Wenn die Arbeit auch vergeblich und scheinbar ganz nutzlos war, so ist sie ein ehrendes Zeugnis für die damals so junge Synode und ihren Eifer um Gottes Reich.

Wer auf den Kirchhof zu St. Sebald kommt, findet dort heute ein Doppelgrab mit einem weißen Holzkreuz mit den Worten: „Zwei Indianer." Das ist der ganze sichtbare Erfolg so schwerer Arbeit.

---

[1]) Ebda.



